

Jan Timmer **VERTRAUEN** Eine
Ressource im politischen
System der
römischen
Republik



Vertrauen

Campus Historische Studien
Band 74

Herausgegeben von Rebekka Habermas, Heinz-Gerhard Haupt,
Stefan Rebenich, Frank Rexroth und Michael Wildt

Wissenschaftlicher Beirat
Ludolf Kuchenbuch, Jochen Martin, Heide Wunder

Jan Timmer, PD Dr. phil., ist Akademischer Rat auf Zeit
an der Universität Bonn.

© Campus Verlag GmbH

Jan Timmer

Vertrauen

Eine Ressource im politischen System
der römischen Republik

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungsfonds Wissenschaft der VG Wort

ISBN 978-3-593-50698-2 Print
ISBN 978-3-593-43647-0 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2017 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Römische Münze mit Darstellung der »Fides«, der Personifikation des Vertrauens, der Treue und des Eides © www.kuenker.de

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH
Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

- Vorwort..... 7
- 1. Einleitung 9
- 2. Vertrauen im politischen System der römischen Republik 31
 - 2.1 Das politische System der römischen Republik 32
 - 2.1.1 Forschungsüberblick 32
 - 2.1.2 Das Funktionieren des politischen Systems 34
 - 2.1.3 Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen von Akteuren in Verhandlungssystemen 56
 - 2.1.4 Stärken und Schwächen von nicht-formalisierten Verhandlungssystemen 73
 - 2.2 Vertrauen im politischen System 81
 - 2.2.1 Vertrauen und die primären Handlungsdispositionen 83
 - 2.2.2 Vertrauen und die Senkung von Transaktionskosten 84
 - 2.2.3 Vertrauen als Teil gesellschaftlicher Selbstbeschreibung 86
 - 2.2.4 Vertrauen als Grundlage von Macht 89
 - 2.2.5 Nachteile von Vertrauen im politischen System 101
 - 2.2.6 Zusammenfassung: Vertrauen und politisches System 103
- 3. Grundlagen von Vertrauen 105
 - 3.1 Vertrautheit und die Disposition zu vertrauen 106
 - 3.1.1 Vertrautheit 107
 - 3.1.2 Die Disposition zu Vertrauen und der Sozialisationsprozess 118
 - 3.2 Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit 133
 - 3.2.1 Vertrauen, Vertrauenswürdigkeit und die Darstellung des eigenen Selbst 135

3.3	Vertrauen in der Gruppe.....	168
3.3.1	Bezugsgruppen.....	170
3.3.2	Die Konstitution der Gruppe.....	185
3.3.3	Die Interaktion in der Gruppe.....	203
3.4	Institutionalisierung von Misstrauen.....	219
3.4.1	Formen institutionalisierten Misstrauens im politischen System..	220
3.4.2	Das Recht als Grundlage der Ermöglichung von Vertrauen.....	226
3.5	Aktives Vertrauen.....	244
3.5.1	Vertrauenswürdigkeit testen.....	246
3.5.2	In Vorleistung treten.....	248
3.5.3	Durch Vertrauen binden.....	252
3.5.4	Grenzen des Vertrauens.....	254
4.	Vertrauenserosion und die Entstehung von Misstrauen.....	257
4.1	Misstrauen.....	258
4.1.1	Grundlagen von Misstrauen.....	260
4.1.2	Misstrauen beschränken.....	267
4.2	Das Ende der Republik und das Misstrauen.....	279
5.	Zuviel Vertrauen? – Abschließende Überlegungen.....	285
6.	Quellen und Literatur.....	288
6.1	Quellen.....	288
6.2	Literaturverzeichnis.....	291

Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung meiner Habilitationsschrift, die im Sommersemester 2015 von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn angenommen wurde.

Gedankt sei an dieser Stelle den Gutachtern Peter Geiss, Karl-Joachim Hölkeskamp, Winfried Schmitz, Rudolf Stichweh und Konrad Vössing für ihre Mühe und viele weiterführende Hinweise, den Herausgebern für die Aufnahme in die Reihe »Historische Studien«, der VG Wort für die finanzielle Unterstützung, die den Druck des Buches ermöglichte, und schließlich allen Freunden und Kollegen, die in den letzten Jahren in ganz verschiedener Weise die Entstehung der Arbeit begleitet haben.

Bonn, im August 2016

Jan Timmer

1. Einleitung

Am Vorabend des Bürgerkrieges, im Dezember des Jahres 50 v. Chr. und ein weiteres Mal am 1. Januar 49 v. Chr., tagte in Rom der Senat, um einen Ausweg aus der verfahrenen Situation zu finden. Der Konflikt zwischen Caesar und Teilen der Senatorenschaft, insbesondere derjenige mit Pompeius, stellte für alle offensichtlich eine ernsthafte Bedrohung für den Frieden dar. Die Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts war ebenso greifbar wie von weiten Teilen des Senats und der Bürgerschaft gefürchtet.

Den Bürgerkrieg, auf den es hinauslief, wollte niemand. Gefunden werden musste also ein Kompromiss, der den Interessen der Konfliktparteien so weit wie möglich entsprach, sie gleichzeitig wieder in die Bahnen senatorischer Politik, also der Herstellung von Entscheidungen durch Verhandlungen, die mit Einmütigkeit endeten, zurückholte und beiden schließlich die Möglichkeit bot, bei dem Verzicht, der mit jedem Kompromissvorschlag einhergehen musste, ihr Gesicht zu wahren. Chancen für einen solchen Kompromiss wurden durchaus gesehen. So schrieb Cicero am 17. Dezember an seinen Freund Atticus:

»Über die *res publica* bin ich in großer Besorgnis, habe bisher auch kaum jemanden gefunden, der nicht der Meinung gewesen wäre, man solle lieber Caesar gewähren, was er fordere, als es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen zu lassen.«¹

Und an anderer Stelle heißt es:

»Mich tröstet nur das eine, dass ich ihn, dem sogar seine persönlichen Feinde ein zweites Konsulat und das Glück eine solche Machtstellung gewährt haben, nicht für so verrückt halte, dass er all das aufs Spiel setzt.«²

1 Cic. Att. 7,6,2 (übers. v. H. Kasten) *de re publica valde timeo, nec adhuc fere inveni qui non concedendum putaret Caesari quod postulare potius quam depugnandum.*

2 Cic. Att. 7,4,2f. (übers. v. H. Kasten) *nihil me aliud consolatur nisi quod illum, cui etiam inimici alterum consulatum, fortuna summam potentiam dederit, non arbitror fore tam amentem ut haec indiscrimen adducat.*

Eine mögliche Chance auf Einigung lag vor allem darin, dass die beiden Kontrahenten auf ihre Zugriffsmöglichkeiten auf Truppen verzichteten. Diese Lösung schien plausibel, und beide Konfliktparteien formulierten entsprechende Angebote. In einem Brief an den Senat, in dem Pompeius die Leistungen Caesars lobte, erklärte er sich bereit, die Macht, die er ohnehin nur widerstrebend angenommen habe, an den Senat zurückzugeben.³ Auch auf der Seite Caesars wurde die Option, auf die Legionen zu verzichten, um den Frieden zu wahren, diskutiert.⁴ Curio forderte den Truppenverzicht von beiden Protagonisten und setzte zu diesem Thema sogar eine Abstimmung in der oben erwähnten Senatssitzung im Dezember durch.⁵ Das Ergebnis war eindeutig. Der Senat, der hierin eine Chance auf Frieden sah, stimmte dem Vorschlag zu. 370 Senatoren votierten für den gleichzeitigen Rücktritt von Pompeius und Caesar, nur 22 stimmten dagegen.⁶ Implementiert werden konnte die Entscheidung aber nicht. Einen letzten Versuch unternahm Caesar in der Sitzung vom 1. Januar. Er ließ Curio dem Senat in einem Brief noch einmal sein Angebot überbringen. Nach einer Aufzählung aller seiner Verdienste forderte er, entweder bis zur Wahl seine Provinzen behalten zu können, oder die gleichzeitige Niederlegung des Heeresbefehls durch alle Kommandoinhaber.⁷

Ähnlich klingende Kompromissangebote der Protagonisten von Konfliktparteien und die Zustimmung weiterer Beteiligten sind grundsätzlich eine gute Ausgangsposition, um am Ende von Verhandlungen auch zu einer Einigung zu gelangen. Zu dieser kam es bekanntlich aber nicht. Am 10. Januar 49 v. Chr. überschritt Caesar den Rubicon und eröffnete damit den Bürgerkrieg.⁸ Alle Vorschläge, auf den Zugriff auf Militär zu verzichten, hatten nicht gefruchtet. Es begann ein Krieg, den niemand wollte, aber viele beförderten, den viele erwarteten und der doch alle überraschte, ein Krieg, der schließlich eine Alternative zu einer alternativlos erscheinenden Ordnung bringen sollte. Das letzte Kapitel der Geschichte der römischen Republik hatte begonnen.

Die Frage, warum zwischen den Streitparteien kein Kompromiss mehr möglich war und warum sich die Geschichte der Republik auf ihr Ende hin

3 App. BC 2,109.

4 Cic. fam. 8,14,2.

5 Vgl. zum Verlauf der Senatssitzung Gelzer 2008, S. 157f.

6 Cass. Dio 40,64,1–4; Plut. Pomp. 58,6–10; Plut. Caes. 30,1f.; App. BC 2,118–121.

7 App. BC 2,127; Cass. Dio 41,1,1; Cic. fam. 16,11,2.

8 Caes. civ. 1,5,5.

bewegte, lässt sich bekanntlich auf ganz unterschiedliche Art und Weise beantworten.⁹

Beginnt man bei den Quellen, so ist zu fragen, ob die Bereitschaft zum Kompromiss überhaupt gegeben war, ob die Akteure also tatsächlich ins Auge fassten, ihre Zugriffschancen auf das Militär in welchem Maß auch immer aufzugeben und sich wieder in die Gemeinschaft des Senats einzuordnen, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, oder ob es sich lediglich um Ablenkungsmanöver handelte, die die Schuld an dem Ausbruch des Konflikts dem jeweiligen Gegner zuschieben sollten.¹⁰ Ebenso ließe sich – für den Historiker selbstverständlich wenig befriedigend – behaupten, dass das Scheitern der Suche nach einer Einigung weitgehend Zufall war, durchaus Einigungsmöglichkeiten vorhanden waren, die durch kontingente Ereignisse – zu denken wäre etwa an die schwere Krankheit des Pompeius im Sommer / Herbst 50 v.Chr.,¹¹ die zum einen Verhandlungen mit Caesar erschwerte, zum anderen durch die Dankfeste, die seine Gesundung begleiteten, diesem einen unzutreffenden Eindruck vom Rückhalt, den er in Italien genoss, vermittelten – nicht wahrgenommen werden konnten.¹² In der Perspektive der klassischen Politikgeschichte müsste mit dem Wirken großer Männer – im vorliegenden Fall also vor allem mit den langfristigen Plänen des Pompeius und Caesars – argumentiert werden.¹³

Aus strukturgeschichtlicher Perspektive kann man sicher zu recht argumentieren, dass die Republik ohnehin ohne Zukunft gewesen sei: Langfristige Prozesse wie die Extensivierung der *res publica* hätten keinen Raum für

9 Vgl. grundsätzlich: Hölkeskamp 2009 sowie die darin enthaltenen Beiträge von Uwe Walter (Walter 2009) und Martin Jehne (Jehne 2009).

10 Gerade für Pompeius wird bereits in den Briefen Ciceros an einem wirklichen Willen zu einer Übereinkunft mit Caesar gezweifelt (Cic. Att. 7,4,2), was sich nicht zuletzt auf die Nachrichten vom schlechten Zustand des Heeres Caesars zurückführen lässt (Plut. Pomp. 57,7–9; Plut. Caes. 29,5f.). Gleiches gilt, trotz der anderslautenden Versicherungen im *bellum civile*, auch für Caesar.

11 Cic. fam. 8,12,2; Cic. Att. 6,3,4.

12 Vgl. zu den Reaktionen auf die Genesung des Pompeius Cic. Tusc. 1,86; Cass. Dio 41–6,3f; zur Wahrnehmung des Pompeius Plut. Pomp. 57,5: *Ἵπου γὰρ ἄν, ἔφη, τῆς Ἰταλίας ἐγὼ κρούσω τῷ ποδὶ τῆν γῆν, ἀναδύσονται καὶ πεζικαὶ καὶ ἵππικαὶ δυνάμεις*. Zu den Folgen für eine Fehleinschätzung der Situation Dingmann 2004, S. 77.

13 Girardet 1983, S. 227–235; Girardet 2001, S. 209; Girardet 1996, S. 217–251; Welwei 1996; Samotta 2009, S. 390–395. In diesem Rahmen ist auch auf die Ausführungen von E. Gruen zu verweisen, der, wenn auch nicht als Vertreter einer klassischen Politikgeschichte zu verstehen, ebenfalls die Rolle des Bürgerkrieges betont: Gruen 1995a.

Alternativen gelassen, das politische System selbst und die in ihm zur Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen genutzten Verfahren hätten dazu geführt, dass gesellschaftlich knappe Ressourcen in den Händen immer weniger Akteure akkumuliert wurden, was mit der auf Egalität hin ausgerichteten Aristokratie schlichtweg unvereinbar gewesen sei. Der Bürgerkrieg sei ledig der letzte Schritt in einem Prozess der Machtmonopolisierung gewesen. Die Frage, warum nun genau 50/49 v.Chr. keine Übereinkunft mehr gelang, wird aus dieser Perspektive letztlich irrelevant.¹⁴

Die skizzierten Antwortmöglichkeiten besitzen ihre Berechtigung, schließen sich zum Teil noch nicht einmal grundsätzlich aus. Es sind aber nicht die einzigen Antworten, um die Ereignisse, die zum Bürgerkrieg führten, zu erklären. Hinzufügen ließe sich beispielsweise eine weitere, die im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen soll: Das, was den Akteuren am Vorabend des Bürgerkrieges fehlte, war Vertrauen, und zwar auf drei Ebenen:

Zunächst einmal vertrauten die entscheidenden Akteure einander nicht: Caesar misstraute den Beweggründen des Pompeius, Pompeius misstraute denjenigen Caesars. Die Senatoren misstrauten eigentlich beiden, hatten aber Verpflichtungen.¹⁵

Die Vertrauenskrise ging aber über dieses Misstrauen zwischen einzelnen Akteuren weit hinaus. Wenn es zu dem beschriebenen Kompromiss hätte kommen sollen, so hätte es eines Garanten bedurft, der die vereinbarungsgemäße Implementierung überwacht und sichergestellt hätte, der die partikularen Interessen der Konfliktparteien wieder eingebunden, sie in die auf

14 So schrieb bereits Montesquieu 1749: »Da die Republik notwendigerweise untergehen musste, war es nur noch die Frage, wie und durch wen sie gestürzt werden würde [...]« (Montesquieu 1962, S. 84). Vgl. aus der Fülle ebenfalls strukturgeschichtlich argumentierender Arbeiten etwa: Heuss 1998, S. 130–271; Jehne 1987; Jehne 2000a; Jehne 2003; Linke 2005, bes. S. 140f.; Meier 1978; Meier 1997.

15 Vgl. zum Misstrauen Caesars die einleitenden Kapitel des *bellum civile* (bes. Caes. civ. 1,1–11); das Misstrauen des Pompeius ist aufgrund des weitgehenden Fehlens von ego-Dokumenten schwerer zu belegen. Die Bereitschaft, Anfang Dezember den Befehl über die in Capua stationierten Legionen zu übernehmen, wird man aber wohl als Indiz für ein latentes Misstrauen werten dürfen (App. BC 2,122). Auch in der Caesar-Vita Suetons wird an der fraglichen Stelle das Misstrauen des Pompeius gegenüber Caesar deutlich (Suet. Jul. 30,2). Zur Einschätzung der Situation durch Cicero etwa Cic. Att. 7,4,2. Für das Misstrauen des Senats beiden Protagonisten gegenüber spricht auch das bereits zitierte Ergebnis der Abstimmung am 1. Dezember 50 v.Chr. Zur Rolle von Verpflichtungen innerhalb der Aristokratie für die politische Praxis der späten Republik Meier 1997, S. 7–23.

Egalität hin ausgerichtete Gemeinschaft der römischen Meritokratie zurückgeholt und der als Hüter des Gemeinwohls fungiert hätte. In der Logik des politischen Systems der römischen Republik wäre diese Rolle wohl dem Senat zugefallen, aber das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit dieser Institution war seit langem erschüttert. Bereits 91 v. Chr. hatte der Konsul Philippus erklärt, mit dem Senat könne man keine Politik machen, und die Ereignisse der folgenden 40 Jahre – und insbesondere der letzten davon – waren wohl wenig geeignet, diesen Eindruck rückgängig zu machen.¹⁶

Schließlich mangelte es auch ganz grundsätzlich an Systemvertrauen, also Vertrauen darauf, dass das politische System überhaupt noch in der Lage sei, gesellschaftlich knappe Güter entsprechend der erbrachten Leistung (also fair) zu verteilen, ein Fehlen von Vertrauen, das in Caesars Begründung für den Ausbruch des Bürgerkriegs zum Ausdruck kommt und das – völlig parallel – bei Cassius Dio auch für Pompeius überliefert ist.¹⁷

Wenn sich aber das Ende der Republik als Folge der Erosion des benötigten Vertrauens konzeptionalisieren lässt, dann folgt daraus im Umkehrschluss zwangsläufig die Frage, welche Rolle Vertrauen für das Funktionieren des politischen Systems der römischen Republik spielte: Warum war das politische System der römischen Republik auf Vertrauen angewiesen? Wie wurde das benötigte Vertrauen erzeugt und stabilisiert, und was geschah dort, wo Vertrauen erodierte? Dies sind die Leitfragen, denen im Folgenden nachgegangen werden soll.

16 Cic. de orat 3,2: *ut enim Romam rediit extremo ludorum scaenicorum die, vehementer commotus oratione ea, quae ferebatur habita esse in contione a Philippo, quem dixisse constabat videndum sibi esse aliud consilium; illo senatu se rem publicam gerere non posse, mane Idibus Septembribus et ille et senatus frequens vocatu Drusi in curiam venit; ibi cum Drusus multa de Philippo questus esset, retulit ad senatum de illo ipso, quod in eum ordinem consul tam graviter in contione esset invecus.* Zur Veränderung der Wahrnehmung des Senats von einem Hüter des Gemeinwohls hin zu einer Partei im Kampf um Ehre und Macht vgl. Jehne 2013a.

17 Die Differenz von eigener Leistung und Anteil am Ertrag, vor allem in Gestalt der Zuteilung von *dignitas*, die Caesar in civ. 1,9,2 zur Begründung des Bürgerkriegs heranzieht, ist immer wieder diskutiert worden. Dabei geht es nicht um die Frage, ob Caesar seine *dignitas* über die *res publica* gestellt habe oder nicht, wie dies beispielhaft in der Auseinandersetzung zwischen Raaflaub und Ruelbeil behandelt wird (Raaflaub 1974; dagegen Ruelbeil 1996; mit einem Überblick über die Forschungsdiskussion Morstein-Marx 2009). Vielmehr ist zu betonen, dass, wenn die Funktion des politischen Systems in der Produktion von Entscheidungen über die Verteilung gesellschaftlich knapper Güter liegt, das Auseinanderdriften der Beteiligung an Produktions- und Verteilungsdimension die Legitimität des Systems grundsätzlich in Frage stellt (vgl. dazu unten Kap. 2.1.3). Zur Systemkritik des Pompeius vgl. Cass. Dio 39,24,3.

Vertrauen als Ansatz zur Erklärung von Phänomenen besitzt Konjunktur. Die Zeiten sind sicherlich vorbei, in denen Niklas Luhmann feststellen musste: »Vertrauen ist nie ein Thema des soziologischen Mainstream gewesen. Weder die klassischen Autoren noch moderne Soziologen verwenden den Terminus in einem theoretischen Zusammenhang.«¹⁸ Zunehmende Unsicherheit, ein wachsendes Bewusstsein für die Risikohaftigkeit menschlichen Handelns und die Komplexität moderner Gesellschaften, die zumindest partiell gewonnene Einsicht, dass sich das Verhalten von Systemen – insbesondere auch von Märkten – nicht als Ergebnis des nutzenmaximierenden Handelns informierter Akteure allein konzeptionalisieren lässt, die Beobachtung der Erosion der Grundlagen sozialer Kooperation und schließlich wohl auch die grundsätzliche Hinwendung zu »weichen Faktoren« im Zuge der kulturalistischen Wende haben seit dem Beginn der 90er Jahre ein breites Interesse an »Vertrauen« geweckt.¹⁹

Weitgehend gemein ist allen Ansätzen, dass mit Vertrauen die Annahme bezeichnet wird, dass das Verhalten des jeweils Anderen in einer bestimmten Situation und in Bezug auf einen bestimmbaren Sachverhalt das eigene Interesse mitberücksichtigen wird, und dies, obwohl die Information, um zu dieser Erwartung zu gelangen, nicht hinreichend und das Vertrauen mit erheblichem Risiko behaftet ist. Vertrauen reduziert damit, wie Niklas Luhmann formuliert hat, soziale Komplexität. Allgemein formuliert,

»schafft [sc. Vertrauen] stabile Rahmenbedingungen für Handlungs- und Interaktionsprozesse (sozial) und dient als zentraler Mechanismus der Kontinuierung sozialer Ordnung und des Aufbaus sowie der Aufrechterhaltung stabiler sozialer Beziehungen (zeitlich).«²⁰

Daneben bestehen z.T. erhebliche Differenzen, wie dies in Hinblick auf die sehr unterschiedlichen Theoriekontexte, innerhalb derer Vertrauen thematisiert wurde, auch zu erwarten ist. Zu verweisen wäre hierbei etwa auf

18 Luhmann 2001, S. 143.

19 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zum Vertrauen: Endreß 2010; Luhmann 2000; Möllering 1999; Möllering 2005a; Offe 2001; Nootboom 2003; Preisendörfer 1995; Schaal 2004; speziell zur Bedeutung der kulturalistischen Wende: Sztompka 1999, S. ix; zur Forschungsgeschichte allgemein: Endreß 2002, S. 10–52.

20 Endreß 2002, S. 11.

die Theorien rationalen Handelns,²¹ die Strukturationstheorie,²² systemtheoretische²³ oder neo-institutionalistische Ansätze.²⁴ Umstritten ist dabei das Ausmaß der Reflexion bzw. umgekehrt der Grad der Habitualisierung,²⁵ die Frage, ob Vertrauen nur anderen Menschen oder auch Institutionen oder ganzen Systemen entgegengebracht werden kann,²⁶ die Rolle objektivierbarer Interessen für das Schenken von Vertrauen,²⁷ oder schließlich die Bedeutung, die der Risikohaftigkeit des Vertrauenshandelns zugeschrieben wird.²⁸

Mit Blick auf diese Differenzen ist es notwendig, zunächst einige Vorbemerkungen zur Theoriebildung und der Verwendung des Begriffs zu formu-

21 Vgl. etwa die Arbeiten von Russel Hardin oder Diego Gambetta: Hardin 1991; Hardin 1998a; Hardin 1998b; Hardin 2002; Hardin 2004; Hardin, 2011; Hardin/Cook 2001; Gambetta 1988; Gambetta/Hamill 2005; Gambetta/Bacharach 2001.

22 Giddens 1996.

23 Luhmann 2000; Luhmann 2001.

24 Möllering 2005a; Möllering 2006; Zucker 1986.

25 Luhmann hat Vertrauen als reflexiven Akt konzipiert, und so ist Vertrauen auch im Rahmen von Theorien rationaler Wahl, aber auch im Kontext der Strukturationstheorie verstanden worden. Auf die hohe Bedeutung einer Disposition, durch die Vertrauen für selbstverständlich gehalten und dementsprechend unreflektiert vertraut wird, haben vor allem neo-institutionalistische Ansätze verwiesen; vgl. zum Problem Möllering 2006, S. 51–76. Daneben spielt unreflektiertes Vertrauen eine wichtige Rolle bei M. Endreß, der diesen Bereich noch einmal in habituelles und fungierendes Vertrauen, d.h. ein Grundvertrauen zum Anderen und zur Welt, das auch durch Enttäuschung kaum zu beschädigen ist, unterteilt (Endreß 2002, S. 69f.; Endreß 2012, S. 84).

26 Baurmann 2002, S. 107–132; als Beispiel für die Beschränkung von Vertrauen auf interpersonale Beziehungen Frevert 2014, S. 31–47; vgl. mit grundsätzlichen Überlegungen auch Hartmann 2001, S. 14–16.

27 Wenig überraschend wird die Bedeutung objektivierbarer Interessen vor allem dort hervorgehoben, wo Vertrauen als Folge rationaler Wahl behandelt wird. Besonders Russel Hardin hat die Existenz von »encapsulated interests« zur notwendigen Vorbedingung von Vertrauen erhoben; vgl. die Literatur in Anm. 21.

28 Den Punkt hat bereits Luhmann betont, und er spielt in der Literatur eine wichtige Rolle, wenn er auch nicht unumstritten geblieben ist. Gebraucht wird die Voraussetzung gegen Modelle, in denen rationale Akteure miteinander interagieren und ihren möglichen Gewinn berechnen. Wenn man nun annähme, dass das Risiko nicht höher sein müsste als der potentielle Gewinn, so stellt sich die Frage, warum es überhaupt Vertrauen braucht, bzw. worin eigentlich die Spezifik von Vertrauen liegt. Ist der potentielle Gewinn höher als das zu befürchtende Risiko bei Defektion, so wird sich der rational verhaltende Akteur immer auf die Interaktion einlassen. Nicht Vertrauen, sondern Berechnung veranlasst ihn dazu. Gleichwohl hat etwa M. Endreß mehrfach Kritik an der Bedingung geübt (Endreß 2002, S. 33).

lieren. Die folgenden Ausführungen lehnen sich dabei weitgehend an Überlegungen von Guido Möllering an, der das Phänomen aus neo-institutionalistischer Perspektive untersucht hat.²⁹

Was also ist eigentlich Vertrauen bzw. soll im Folgenden unter Vertrauen verstanden werden? Grundsätzlich gehört Vertrauen in den Kontext der Interaktion mindestens zweier Akteure, einem, der Vertrauen schenkt, und einem, dem vertraut wird (selbstverständlich können diese Rollen auch wechselseitig eingenommen werden). Der, dem Vertrauen geschenkt wird, muss dabei die Möglichkeit besitzen, durch sein Handeln entweder zu nutzen oder zu schaden. Zudem muss der zu befürchtende Schaden größer sein als der zu erhoffende Nutzen, denn sonst braucht es kein Vertrauen, sondern es reicht Berechnung. Schließlich dürfen die Informationen, um über Vertrauen oder Misstrauen zu entscheiden, nicht hinreichend sein, vielmehr gilt, dass die vorhandenen Informationen überzogen werden müssen. In dieser Situation soll Vertrauen ein Verhalten bezeichnen, das so tut, als ob die Wahlmöglichkeit des Vertrauensnehmers nicht existiere, sondern sich dieser bereits zur Kooperation entschieden habe.³⁰ Dabei lassen sich verschiedene Grundlagen identifizieren, die den Vertrauensgeber zu dem Verhalten bewegen können.

Zunächst einmal kann Vertrauen rational sein. Wenn *ego* vermuten kann, dass sein Gegenüber dieselben Interessen hat wie er selbst, ist es durchaus plausibel, zu vertrauen. Das daraus folgende Problem besteht dann lediglich darin, woran jemand erkennen kann, dass sein Gegenüber tatsächlich dieselben Interessen verfolgt und damit vertrauenswürdig ist, und nicht allein vorgibt, solches zu sein. Vor allem Russel Hardin hat das Problem des Vertrauens auf die Existenz von *encapsulated interests* und die Zeichen, die auf diese verweisen, reduziert.³¹ Dabei besteht allerdings das Problem, dass das Phänomen des Vertrauens selbst damit letztlich eliminiert wird. Sobald jemand nämlich aufgrund der Eindeutigkeit der Zeichen, über die Vertrauenswürdigkeit vermittelt wird, weiß, dass sein Gegenüber schon aus Eigennutz kooperieren wird, braucht es kein Vertrauen mehr.

29 Möllering 2005a; Möllering 2005b; Möllering 2006.

30 Hierbei lassen sich mit Fritz Scharpf zwei unterschiedliche Level von Vertrauen unterscheiden: Schwaches Vertrauen bezeichnet die Erwartung, dass *alter* korrekte Angaben zu Zielen und Motiven macht und explizite Zusagen einhalten wird. Starkes Vertrauen geht darüber hinaus und bedeutet, dass man von *alter* erwartet, dass er auf die Auswahl von für ihn positiven Handlungsoptionen verzichtet wird, wenn durch ihre Wahl *ego* geschädigt wird; Scharpf 2000, bes. S. 234.

31 Vgl. Anm. 21.

Zum zweiten kann Vertrauen auf dem ruhen, was Guido Möllering aus neo-institutionalistischer Perspektive Routine nennt:³² Vertrauen wird häufig nicht berechnet, ja nicht einmal reflektiert. Vielmehr vertraut man, weil eine entsprechende Disposition im Verlauf des Sozialisationsprozesses internalisiert worden ist, oder ganz schlicht, weil es in der Gesellschaft üblich ist zu vertrauen, weil es eben alle so machen.

Zum dritten kann Reflexivität Vertrauen begründen: *Ego* vertraut, weil im Verlauf einer Interaktionsgeschichte deutlich geworden ist, dass *alter* zu vertrauen ist.³³ Dies verbindet sich dann damit, dass versucht werden kann, Vertrauen auch aktiv zu erzeugen, indem man etwa zunächst in kleineren Zusammenhängen vertraut, in Bereichen also, wo sich der Schaden bei Defektion in Grenzen hält, um so zunächst Vertrauenswürdigkeit zu prüfen, und dann – so sich *alter* als vertrauenswürdig erweist – Vertrauen auch in größeren und wichtigeren Bereichen zu schenken.³⁴ Ebenso gehört in diesen Bereich die aktive Selbstdarstellung eines Akteurs als vertrauenswürdig.

Hinzuweisen ist allerdings darauf, dass diese drei Faktoren zwar die Grundlage von Vertrauen bilden können, sich Vertrauen aber nicht notwendig aus ihnen ableiten lässt. Hinzutreten muss stets noch ein weiterer Akt, nämlich die Aufhebung von Ungewissheit, der eigentliche Moment des Vertrauens.³⁵

Diese Grundlagen sind nun nicht unter allen strukturellen Bedingungen bzw. in allen historischen Gesellschaften in gleicher Weise gegeben. Vielmehr lassen sich eine Reihe von Faktoren identifizieren, die dafür verantwortlich zu machen sind, ob sich in einer Gesellschaft eine Vertrauenskultur etablieren kann oder sie – strukturell durchaus äquivalent – von Misstrauen geprägt wird.³⁶

Zentral ist zunächst einmal die Ausprägung eines gemeinsamen Werte- und Normensystems. Damit ist noch nicht verbunden, dass Vertrauen Teil desselben ist, auch wenn das selbstverständlich nicht schadet. Vielmehr geht es darum, dass gemeinsam geteilte Werte innerhalb einer Gruppe für ein Gefühl der Sicherheit sorgen, das für die Entstehung von Vertrauen von

32 Möllering 2006, S. 51–75; vgl. ebenfalls habitualisierte Formen von Vertrauen betonend die Ausführungen von Endreß 2002, S. 68–72; Endreß 2012, S. 82–85.

33 Vertrauen als Folge einer Interaktionsgeschichte und aus dieser resultierender Vertrautheit ist die in der Literatur am weitesten verbreitete Verbindung. Vgl. etwa Luhmann 2000, Nooteboom 1996, bes. S. 989.

34 Zum Konzept des *active trust* vgl. Giddens 1996.

35 Möllering 2006, S. 105–126.

36 Sztompka 1999, S. 119–138.

Vorteil ist. Wer sicher ist, kann es sich leisten zu vertrauen und reflektiert sein Tun zugleich in geringerem Ausmaß.

In die gleiche Richtung weist auch die Stabilität sozialer Ordnung, die nicht nur Ergebnis, sondern eben auch Voraussetzung von Vertrauen ist.³⁷ Auch hier gilt: Stabilität schafft Sicherheit, und das Gefühl der Sicherheit erleichtert es, Risiken wie das Schenken von Vertrauen einzugehen. Gesellschaften, die von beschleunigtem Wandel geprägt sind, bieten für die Ausbildung von Vertrauen hingegen wenig Grundlagen: Wandel erschwert die Identifikation gleicher Interessen ebenso, wie es die Eindeutigkeit der Zeichensysteme tangiert, über die Vertrauenswürdigkeit vermittelt wird. Zudem führt beschleunigter Wandel dazu, dass Akteure ihr Verhalten in der sich ständig verändernden Umwelt reflektieren, was die Selbstverständlichkeit von Vertrauensroutinen unterbricht. Schließlich führt die ständige Veränderung dazu, dass der Aufbau von Vertrauensbeziehungen durch kleinschrittige Angebote und ständiges Überprüfen von Kooperation bzw. Defektion, also das, was Anthony Giddens *active trust* genannt hat, erschwert wird.³⁸

Auch das Ausmaß an Transparenz nimmt auf die Ausbildung von Vertrauensbeziehungen Einfluss:³⁹ Besitzt *ego* Informationen zu Aufbau, Programmen, Zielen von Organisationen oder Personengruppen, so führt dies dazu, dass deren Verhalten für ihn vorhersagbar wird, womit wiederum Sicherheit einhergeht. So verstandene Transparenz ermöglicht den Aufbau von Vertrauensbeziehungen selbst dort, wo die Interessen der beteiligten Akteure auseinandergehen.⁴⁰ Ganz anders verhält es sich dort, wo der Informationsfluss niedrig, Geheimniskrämerei an der Tagesordnung ist und lediglich vage Gerüchte als Ausgangspunkt für eigenes Handeln zur Verfügung stehen. Unter solchen Bedingungen scheint ein »gesundes« Misstrauen bei der Wahl riskanter Handlungsoptionen die plausiblere Wahl.⁴¹ In dieselbe Richtung weisen die beiden letzten Faktoren: Vertrautheit und Zuverlässigkeit.⁴² In der Welt, die man kennt, bewegt man sich sicherer und ist eher bereit, Vertrauen zu schenken. Zuverlässigkeit ist schließlich ein wesentlicher Faktor, wenn es um die Wahrnehmung von Vertrauenswürdigkeit geht.

37 Giddens 1996, S. 81.

38 Ebd.

39 Sztompka 1995, S. 268f.; Sztompka 1999; Endreß 2012, S. 97f.

40 So Elster 2007, S. 349.

41 Sztompka 1995, S. 273; Sztompka 1999, S. 174f; Endreß 2010, S. 32.

42 Sztompka 1995, S. 259.

Sind damit die Grundlagen und die Bedingungen für die Ausbildung von Vertrauen beschrieben, so ist im Weiteren auf die Funktion von Vertrauen einzugehen. Niklas Luhmann hat in seiner grundlegenden Arbeit über das Phänomen »Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität«, die 1968 erstmals erschien, zwei Perspektiven betont:⁴³ Dabei geht er davon aus, dass sich Gesellschaften – bei ihm insbesondere moderne Gesellschaften – durch einen Überschuss an Möglichkeiten auszeichnen. Die Gesellschaften sind hyperkomplex. Vertrauen reduziert nun, wie bereits der Untertitel seiner Arbeit deutlich macht, Komplexität und macht damit zugleich wiederum komplexere Gesellschaften möglich.⁴⁴ Dabei sind zwei Aspekte zu unterscheiden:⁴⁵ Zunächst die Komplexität in zeitlicher Hinsicht: Es ist die Zukunft, die stets unsicher ist. Vertrauen ermöglicht in dieser Perspektive Handlungen, deren Ergebnisse keinen unmittelbaren Nutzen zeitigen oder, wie Luhmann selbst formulierte:

»Die Befriedigung von Bedürfnissen kann vertagt und doch sichergestellt werden. Instrumentelles, an Fernwirkungen orientiertes Handeln kann institutionalisiert werden, wenn der Zeithorizont eines Systems durch Vertrauen entsprechend ausgedehnt wird. Verfügung über liquide Geldmittel, Macht und Wahrheit, alles vertrauensabhängige Mechanismen, ermöglicht eine Indifferenz des Systems gegenüber zahllosen Umweltereignissen und damit Gewinn an Reaktionszeit.«⁴⁶

Neben die Zeit-Perspektive tritt die Stabilisierung von Rahmenbedingungen für Handlungs- und Interaktionsprozesse, die durch die soziale Komplexität der Gegenwart bedroht werden. Genauso wenig wie *ego* vorhersagen kann, was morgen geschieht, kann er wissen, wie sich sein Gegenüber verhalten wird.⁴⁷

Diese Reduktion von Komplexität in sozialer Hinsicht ermöglicht es nun, auf die Kontrolle des Handelns des jeweils anderen zu verzichten bzw. diese zumindest einzuschränken. Dieser Verzicht wiederum macht Ressourcen frei, die ansonsten für genau diese Kontrolle benötigt würden, ermöglicht spontaneres Handeln und schafft die Grundlage für eine höhere Dichte

43 Luhmann 2000.

44 »Wo es Vertrauen gibt, gibt es mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, steigt die Komplexität des sozialen Systems, also die Zahl der Möglichkeiten, die es mit seiner Struktur vereinbaren kann, weil im Vertrauen eine wirksame Form der Reduktion von Komplexität zur Verfügung steht.« Luhmann 2000, S. 8f.

45 Endreß 2002, S. 11; Luhmann 2000, S. 9–20.

46 Luhmann 2000, S. 117.

47 Sztompka 1995, S. 256; Sztompka 1999, S. 21–24.

von Interaktionsbeziehungen.⁴⁸ Auch die Qualität dieser Interaktionen verändert sich: Vertrauen geht nicht allein von der Kooperation des Vertrauensnehmers aus, vielmehr führt erwidertes Vertrauen, also eine bestehende Vertrauenskultur, zu einer Ausweitung kooperativen Verhaltens mit den damit verbundenen Möglichkeiten, Kooperationsgewinne zu generieren.⁴⁹

Unterschieden werden muss das Vertrauen dabei nach dem Gegenstand, auf den es sich richtet: Vertrauen ist zunächst selbstverständlich eine Angelegenheit einzelner Akteure, bei denen das Vertrauen darauf aufbaut, dass sie sich kennen.⁵⁰ In eine ähnliche Richtung weist das Vertrauen über Dritte: Zwar kennt *ego alter* nicht persönlich, aber zumindest gibt es eine dritte Person, die in Nahbeziehung zu *alter* steht, der *ego* vertraut, und dieses Vertrauen kann dann wiederum übertragen werden.⁵¹ Netzwerke funktionieren häufig über diese Übertragung von Vertrauen.⁵² In komplexeren Gesellschaften – und dazu zählen ohne Zweifel bereits die Gesellschaften des klassischen Griechenlands, der römischen Republik und der römischen Kaiserzeit – reichen diese Formen von Vertrauen nicht mehr aus. Es tritt Systemvertrauen hinzu.⁵³ Damit ist sowohl das Vertrauen in unterschiedliche generalisierte Medien – wie etwa Geld, Macht oder Wahrheit – gemeint als auch das Vertrauen in Personen, das nicht aus dem Kennen resultiert, sondern aus strukturellen Faktoren abgeleitet wird. Man vertraut einem Arzt, wenn man ihn das erste Mal aufsucht, weil man auf die Qualität seiner Ausbildung und seiner damit einhergehenden Professionalität vertraut.⁵⁴ Dieses abgeleitete Vertrauen lässt sich auch noch weiter fassen: Grundsätzlich lassen sich Gruppen definieren, deren Mitgliedern *per se* Vertrauenswürdigkeit zugeschrieben wird.⁵⁵ Dies kann neben den erwähnten Berufsgruppen auch für die Mitglieder bestimmter Organisationen oder bestimmter sozialer Gruppen oder in noch weiter generalisierter Form für den Mitbürger an sich gelten.⁵⁶ Problematisch ist in all diesen Fällen wiederum die Erkennbarkeit

48 Sztompka 1995, S. 260.

49 Sztompka 1999, S. 62–65; vgl. dagegen zur Rolle von Misstrauen, das kooperatives Verhalten behindert, Gambetta 1988, S. 219.

50 Luhmann 2000, S. 47–60.

51 Sztompka 1999, S. 46–51.

52 Etwa Bachmann 2001; Buskens/Raub 2004; Scharpf 2000, S. 233–240.

53 Luhmann 2000, S. 60–79.

54 Sztompka 1995, S. 258.

55 Offe 2001, S. 271–273.

56 Offe 2001, S. 266f.; vgl. Sztompka 1995, S. 257f.

der Vertrauenswürdigkeit. Vorteilhaft sind dabei solche Zeichen der Gruppenzugehörigkeit, die sich nicht oder nur mit erheblichem Aufwand imitieren lassen. Besonders geeignet sind daher Alter, Geschlecht oder Ethnizität. Kleidung, Haarschnitt, Körperhaltung, Geschmack, Sprache oder vergleichbare Faktoren treten hinzu.⁵⁷

Ist nun Vertrauen auf der Grundlage von Vernunft, Routine oder Reflexivität, sei es in Personen, in Institutionen oder in Systeme, entstanden, unter Rahmenbedingungen, die regelmäßige Interaktion der Akteure befördern und gleichzeitig das Gefühl von Sicherheit vermitteln, und werden durch das bestehende Vertrauen dann die Leistungsfähigkeit und mögliche Komplexität von Strukturen erhöht und gegebenenfalls Kooperationsgewinne generiert, so bleibt ein Problem bestehen: Vertrauen ist fragil, und es ist leichter zerstört als aufgebaut.⁵⁸ Es muss also stets darum gehen, Rahmenbedingungen für Vertrauen zu stabilisieren und einmal gewonnenes Vertrauen zu bewahren.

Dabei sind die Gründe, die zur Erosion von Vertrauen und zum Wachsen von Misstrauen führen können, vielfältig:⁵⁹ Auf der Ebene persönlicher Interaktion zählen u.a. abnehmende Zuverlässigkeit, Intrigen, Neid, die ungleiche Verteilung von Lasten oder die Verweigerung von Anerkennung dazu. Blickt man über die Ebene persönlicher Interaktion hinaus, dann geraten Faktoren wie Unsicherheit bezüglich der politischen oder ökonomischen Situation, die Schwäche von Formen institutionalisierten Misstrauens, der Verdacht fehlender Gemeinwohlorientierung der Elite oder Intransparenz von Entscheidungsverfahren ins Blickfeld. Folgen der Erosion von Vertrauen sind dann – ganz parallel zu den Überlegungen zur Funktion von Vertrauen – die Reduzierung der Zeitdimension, der Abbau von Komplexität eines Systems, der Verzicht auf Kooperationsgewinne.⁶⁰

Dabei kommt es zunächst nur zum Verlust an Vertrauen. Möglich ist aber auch die zusätzliche Etablierung einer Misstrauenskultur. Diese leistet in Hinblick auf ihre gesellschaftliche Funktion dasselbe wie das Vertrauen.⁶¹ Auch Misstrauen reduziert Komplexität. Wer allen misstraut, dessen Welt wird ebenfalls einfacher und berechenbarer. Gefährlich ist das gegebenenfalls als strukturelles Äquivalent entstehende Misstrauen als dauerhafte

57 Offe 2001, S. 271f.

58 Bachmann 1997, S. 85; Bachmann 2001, S. 349f.

59 Endreß 2012.

60 Luhmann 2000, Elster 2007, S. 345; Gambetta 1988, S. 219.

61 Luhmann 2000, S. 92–101.

Handlungsdisposition vor allem auch deshalb,⁶² weil es die Tendenz besitzt, sich in der Interaktion mit anderen Akteuren zu bestätigen und zu verstärken.⁶³ Damit also Misstrauen kein systemschädigendes Ausmaß annehmen kann, muss es Verfahren seiner Beschränkung geben. Rituale des Strafens, Büßens und Verzeihens sowie gegebenenfalls die Monopolisierung der Entscheidung über die Strafen als Möglichkeit der Unterbrechung einer Misstrauensspirale ermöglichen es, den Moment, in dem Misstrauen dysfunktional wird, hinauszuzögern.⁶⁴

Schließlich ist noch einem häufig zu beobachtenden Missverständnis zuvorzukommen: Vertrauen ist nicht »gut« in dem Sinne, dass eine Gesellschaft umso besser funktioniert, je größer das Ausmaß an Vertrauen ist. Bereits Niklas Luhmann hat darauf hingewiesen, dass es nicht ratsam ist, ein bestimmtes Maß an Vertrauen zu überschreiten.⁶⁵ Vertrauen ist, wie ausgeführt, funktional, weil es soziale Komplexität reduziert und damit Handeln ermöglicht, aber auf individueller Ebene bedeutet Vertrauen eben stets das Risiko, ausgenutzt zu werden. Auch mit Blick auf das Gesamtsystem gibt es sinnvolle Grenzen des Vertrauens. Das Vertrauen der Politik in die Fähigkeit zur Selbstregulierung des Finanzsektors mag als modernes Beispiel ausreichen. Während Vertrauen als Ausgangspunkt zur Erklärung unterschiedlichster Phänomene in Ökonomie, Sozial- und Politikwissenschaften ein häufig behandeltes Thema darstellt, steht die diesbezügliche Forschung in der Geschichtswissenschaft, speziell in der Alten Geschichte, erst am Anfang.⁶⁶

Allenfalls am Rande sind entsprechende Untersuchungen zu finden, wobei vor allem die Arbeiten von Ute Frevert hervorzuheben sind. Zudem kann man vereinzelt – gerade auch im Kontext des *emotional turn* – Bestrebungen beobachten, das heuristische Potential des Begriffs bzw. der mit ihm verbundenen Ansätze zu nutzen.⁶⁷

62 Misstrauen ist dabei nicht einfach das Fehlen von Vertrauen, sondern die parallel zum Vertrauen konzipierte Haltung, dass das unsichere Verhalten des jeweils Anderen bereits entschieden ist, in dem Sinne, dass *alter* defektiert. Mit Blick auf die Funktion ist dabei darauf zu verweisen, dass Misstrauen funktional äquivalent ist, d.h. genau wie Vertrauen reduziert auch Misstrauen Komplexität.

63 Luhmann 2000, S. 98 unter Bezug auf Merton 1957.

64 Luhmann 2000, S. 101.

65 Luhmann 2000, S. 112f.; vgl. auch Gargiulo/Ertug 2006; Endreß 2012, S. 85–87.

66 Zur Konjunktur von Vertrauen zur Erklärung von Phänomenen ebenso wie zur Dauerd Diagnose eines Vertrauensverlustes in aktuellen Debatten vgl. etwa Frevert 2014, S. 31–34.

67 Frevert 2003a; Frevert 2003b; Frevert 2009.

Für diese Zurückhaltung innerhalb der Geschichtswissenschaft gibt es gute Gründe: Das Problem besteht wesentlich darin, dass bestehende Vertrauensverhältnisse nur schwer zu erheben sind: Dies gilt insbesondere deshalb, weil Vertrauen nicht expliziert wird bzw. umgekehrt die Explikation von Vertrauen nicht notwendig auf das Vorhandensein von Vertrauen verweist. Ganz im Gegenteil lässt sich feststellen, dass häufig dort, wo auf ein bestehendes Vertrauensverhältnis in aller Deutlichkeit verwiesen wird, Vertrauen also als Begriff Verwendung findet, es mit dem entsprechenden Zustand nicht mehr weit her ist. Die explizite Bezugnahme auf ein bestehendes Vertrauensverhältnis ist somit häufig eher als Krisenindikator zu verstehen denn als Anzeiger des benannten Verhältnisses.⁶⁸ Noch schwieriger ist die Untersuchung von Misstrauen, was sich im Übrigen über alle Disziplinen hinweg in einer Vernachlässigung des Phänomens widerspiegelt.

Für die Analyse zeitgenössischer Systeme, Organisationen und persönlicher Interaktionen, wie sie für die genannten Nachbarwissenschaften kennzeichnend sind, ist eine Reihe von Verfahren entwickelt worden, diesen Mangel auszugleichen.⁶⁹ Eine wichtige Rolle spielen dabei sowohl in der Psychologie wie auch in den Wirtschaftswissenschaften Fragebögen, über die generalisiertes und spezifisches Vertrauen erhoben werden können.⁷⁰ Daneben ist die genaue Beobachtung von Interaktionen – etwa von Betriebsabläufen – für die Bewertung von Vertrauensverhältnissen zentral.⁷¹

68 Leicht lässt sich dieser Zusammenhang mit Blick auf die Verhältnisse in der Fußball-Bundesliga verdeutlichen: Vertrauen spielt hier als Begriff, soweit aus Interviews von Trainern, Managern und Sportdirektoren ersichtlich, eine nicht zu unterschätzende Rolle, bezeichnenderweise aber in der Regel erst dann, wenn der Trainer mehrere Spiele hintereinander verloren hat. Dann wird betont, dass das Vertrauen zum Trainer weiterhin vorhanden sei, ein Trainerwechsel somit gar nicht zur Debatte stehe. In der Regel wird bereits kurz, nachdem Vertrauen auf solche Weise verbalisiert wurde, dieses entzogen und der Nachfolger vorgestellt.

69 Vgl. den Überblick über die Methoden in den Nachbarwissenschaften: Lyon/Möllering/Saunders 2012.

70 Zum Vertrauen und den Methoden seiner Untersuchung in wirtschaftswissenschaftlichem Kontext vgl. etwa: Albach 1980; Bromiley/Cummings 1995; Eberl 2001; Gilbert 2009; Gilbert 2010; Pieper 2000. Für die Psychologie ist die Erhebung relevanter Daten über Fragebögen noch zentraler. Hierzu gehören für generalisiertes Vertrauen etwa die International Trust Scale von J.B. Rotter (Rotter 1967) oder der Fragebogen nach Krampen (Krampen/Viebig/Walter 1982); zur Erfassung von spezifischem Vertrauen gibt es vergleichbare Modelle vgl. Petermann 1992.

71 Vgl. etwa die Ausführungen von Welskopp zum Vertrauen in den Drahtwalzwerken von Hoesch Welskopp 2014.

Offensichtlich lassen sich diese Methoden aber nicht oder zumindest nicht ohne weiteres auf historische Gesellschaften übertragen. Vertrauen als Deutungsschema historischer Akteure ist innerhalb der Geschichtswissenschaft dementsprechend nur schwer zu analysieren.

Ein weiterer Grund tritt hinzu: Die »kulturwissenschaftliche Wende« – wenn man denn von einer solchen sprechen möchte – hat dazu geführt, dass strukturelle und funktionale Analysen vergangener Gesellschaften im Gegensatz zur Beschreibung und Deutung der Sinnkonstruktionen historischer Akteure in den Hintergrund getreten sind. Mit Blick auf das Vertrauens-thema war dies zunächst einmal positiv und hat die Konjunktur des Begriffes in den Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt befördert. Piotr Sztompka hat in seiner grundlegenden Arbeit zum Konzept des Vertrauens auf diesen Zusammenhang auch explizit verwiesen.⁷²

Auch für die Verwendung des Ansatzes in den Wirtschaftswissenschaften ist eine solche Bedeutung eines – wenn auch hier geringer ausgeprägten – *cultural turn* ausschlaggebend, und zwar insofern, als dass Vertrauen seit den 80er Jahren, wie oben schon erwähnt, die Antwort auf das Problem darstellt, dass sich das Verhalten von Märkten nicht, oder zumindest nicht hinreichend, aus ihren Strukturen oder zu erhebenden Fundamentaldaten erklären lässt.

In der Kombination mit den Schwierigkeiten, die die Geschichtswissenschaft mit der Beobachtung von Vertrauensbeziehungen ohnehin hat, war hier der *cultural turn* zumindest streckenweise kontraproduktiv, bedeutete er doch den fast völligen Verzicht auf funktionale Analysen. Gerade die Beantwortung der Frage nach der Funktion von Vertrauen in unterschiedlichen Systemen und den Strukturen, über die benötigtes Vertrauen erzeugt werden soll, wäre aber auch mittels des für historische Gesellschaften zu Verfügung stehenden Quellenmaterials leistbar.

Die Lösung des Problems innerhalb der Geschichtswissenschaft lag hingegen – so das Thema überhaupt aufgegriffen wurde – in der weitgehenden Beschränkung auf semantische Untersuchungen. Thematisiert wurde also zumeist, wann und von wem Vertrauen definiert, mit welchen Konnotationen es verbunden, wie und unter welchen Umständen es zu einer rhetorischen Waffe wurde und was daraus für eine Gesellschaft ableitbar ist.⁷³ Dass dies nicht notwendigerweise den einzigen Zugang zum Thema

72 Vgl. Sztompka 1999, S. ix.

73 Frevert 2014, S. 46f.

aus historischer Perspektive darstellt, hat allerdings Thomas Welskopp jüngst nachdrücklich gezeigt.⁷⁴

Von diesen Überlegungen ausgehend soll Vertrauen in der vorliegenden Arbeit nicht auf die Sprechhandlung reduziert werden. Lohnender erscheint es, den Fokus der Untersuchung auf die Funktion von Vertrauen innerhalb des politischen Systems zu richten und in diesem Zusammenhang Funktion, Verfahren der Erzeugung und Stabilisierung von Vertrauen sowie Folgen von Vertrauensverlusten auf Systemebene in den Blick zu nehmen. Damit einher geht allerdings eine – relevante – Beschränkung der Untersuchung: Es wird nicht untersucht, ob zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer spezifischen Beziehung die beteiligten Akteure einander vertrauten oder nicht. Dies mag manchmal, vor allem in Freundschaftsbeziehungen, die über Jahre stabil waren wie etwa die zwischen Cicero und Atticus, naheliegen, in anderen Fällen, wie in derjenigen zwischen Cicero und Appius Claudius, die für Aussagen über Mechanismen, mit denen versucht wurde, Vertrauen zu erzeugen, besonders aussagekräftig ist, weniger plausibel erscheinen. Für die hier verfolgte Fragestellung ist, ob Akteure im Einzelfall einander tatsächlich vertrauten, unerheblich.

Was allgemein für die Geschichtswissenschaft gilt, besitzt auch für die Alte Geschichte Gültigkeit. Vertrauen spielt bei Untersuchungen des politischen Systems der römischen Republik bislang keine relevante Rolle.⁷⁵ Ann-Cathrin Harders hat Überlegungen zur Vertrauenswürdigkeit von Frauen in aristokratischen Netzwerken der Republik vorgestellt,⁷⁶ Nikolaus Jakob über die Konstruktion von Vertrauenswürdigkeit durch die Rhetorik gehandelt,⁷⁷ und Wolfgang Christian Schneider hat in seiner Untersuchung zur Interaktion der Elite im Corpus der ciceronischen Briefe das Phänomen thematisiert.⁷⁸

74 Welskopp 2014.

75 Dies gilt im Übrigen auch über die römische Republik hinaus für andere antike Gesellschaften. Für das klassische Griechenland liegt immerhin mit der Arbeit von S. Johnstone eine monographische Behandlung des Phänomens vor (Johnstone 2011); vgl. zur Rolle von Vertrauen in der attischen Demokratie auch Timmer 2016.

76 Harders 2014; vgl. Kap. 3.3.1.

77 Jakob 2005.

78 Schneider 1998; dabei hat sich Schneider entsprechend der Konzeption seiner Arbeit allerdings auf die Ebene der Kommunikation zwischen Aristokraten beschränkt, Überlegungen zur Funktion von Vertrauen spielen bei ihm keine Rolle. Zur Konzeption von Schneiders Arbeit vgl. auch die Rezension von Wilfried Nippel (Nippel 1999).

Wichtiger, wenn auch ebenfalls eine breite Rezeption ausgeblieben ist, ist die Behandlung des Phänomens im Zusammenhang von Wirtschaftsbeziehungen zwischen Aristokraten. So hat Koenraad Verboven in seiner Untersuchung zu Freundschaft und Patronage in der späten römischen Republik dort, wo er die ökonomische Relevanz persönlicher Nahbeziehungen thematisiert hat, auf die Rolle von Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit verwiesen und das Konzept fruchtbar gemacht.⁷⁹ Gleiches gilt auch für die wichtigen Arbeiten von Christian Rollinger, der die Rolle von Vertrauenswürdigkeit etwa für das Funktionieren von Kreditbeziehungen zwischen Aristokraten hervorgehoben hat.⁸⁰

Umfangreicher, wenn auch ebenfalls nicht im Zentrum althistorischer Forschung stehend, sind allgemeine Untersuchungen zur Bedeutung dauerhafter Handlungsdispositionen für das Funktionieren politischer Ordnung in Rom. Ausgangspunkt hierfür sind vor allem Überlegungen zu Rom als Konsenssystem, die Egon Flaig zur Diskussion gestellt hat.⁸¹ Ein politisches System, das darauf beruht, für Entscheidungen, die den Anspruch haben, Verbindlichkeit zu besitzen, nach Möglichkeit eine weitgehende Zustimmung aller relevanten Akteure zu erreichen, das zumindest aber keinen artikulierten Widerstand zu ertragen in der Lage ist, braucht Handlungsdispositionen, die die Herstellung von Konsens auch unter schwierigen Umständen ermöglichen.⁸² Von diesen Überlegungen ausgehend ist eine Reihe von Arbeiten entstanden, die sich, wenn auch nicht direkt mit Vertrauen, so doch mit vergleichbaren Dispositionen beschäftigt. Darüber hinaus ist grundsätzlich ein – durch die Rezeption der Neuen Politikgeschichte in der Althistorie bedingtes – gestiegenes Interesse an der politischen Kultur der römischen Republik zu verzeichnen, das zahlreiche für die Arbeit relevante Studien hervorgebracht hat, auf denen die folgenden Ausführungen aufbauen können.

Schließlich bleibt, auf die Bedeutung von Untersuchungen zur politischen Sprache und zu den für Vertrauen / Vertrauenswürdigkeit gebrauchten Begriffen zu verweisen: Wenn auch Vertrauen in dem beschriebenen Sinn, d.h. als ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität, in der Alten Geschichte bislang nicht untersucht wurde, so gehört die Untersuchung der *fides* zu den klassischen Themen von klassischer Philologie und

79 Verboven 2002; Verboven 2007; Verboven 2012.

80 Rollinger 2010; Rollinger 2012; Rollinger 2014.

81 Vgl. unten Kap. 2.1.

82 Etwa Flaig 1993; Flaig 2003; Flaig 2009.

Althistorie.⁸³ Bereits im Rahmen der Forschungen zu den römischen »Wertebegriffen« wurde ihre Bedeutung für das Verständnis Roms immer wieder hervorgehoben,⁸⁴ und auch in neuerer Zeit mangelt es unter gewandelten Vorzeichen an Untersuchungen zu den Begriffen, mit denen Römer Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit bezeichneten, nicht.⁸⁵

Aus der Fragestellung und den bisherigen Ausführungen zum theoretischen Rahmen und zur bisherigen Forschung ergibt sich die Gliederung der Arbeit: In einem ersten Abschnitt ist die Rolle von Vertrauen im politischen System zu thematisieren, also zu fragen, warum das nicht-formalisierte Verhandlungssystem, über welches die Römer kollektiv verbindliche Entscheidungen herstellten, in besonderer Weise auf Vertrauen angewiesen war. Dabei sollen vor allem zwei Anknüpfungspunkte für Vertrauen herausgearbeitet werden: Bei dem geringen Grad der Ausdifferenzierung des Politischen und der geringen Anzahl politisierter Themenfelder waren viele Entscheidungen auf intertemporale Austauschbeziehungen angewiesen. Die zeitliche Differenz zwischen Leistung und Gegenleistung und das damit verbundene Problem, dass derjenige, der eine Leistung erbrachte, nicht wissen konnte, ob sein Gegenüber sich an die Abmachung halten würde oder nicht, also das Problem der vereinbarungsgemäßen Implementierung von Entscheidungen, machten, damit es zur Kooperation kommen konnte, Vertrauen oder ein funktionales Äquivalent – wie etwa Kontrolle – nötig. Da nun Kontrolle zum einen mit relevanten Transaktionskosten verbunden ist, zum anderen im Kontext der Gesellschaft der römischen Republik auch kein institutioneller Ort denkbar war, von dem aus Interaktionen innerhalb der Senatsaristokratie hätten kontrolliert werden können, bot sich Vertrauen zur Überbrückung der Unsicherheit an, die aus dem nicht vorhersehbaren Verhalten des Interaktionspartners resultierte.

Ein zweites Problem, das Vertrauen als Lösung erforderte, war das zunehmende Auseinandertreten der Beteiligung einzelner Akteure an Produktions- und Verteilungsdimension des politischen Systems, also das, was man auch als Verhandlungsdilemma bezeichnet. Die römische Republik war

83 Heinze 1960; Pöschl 1980; Fraenkel 1916.

84 Zur Geschichte der Wertebegriffe und den mit dem Konzept verbundenen Implikationen vgl. grundsätzlich Rebenich 2005.

85 Beneviste 1993; als Teil der Forschung zur politischen Sprache der Republik: Freyburger 1986; Freyburger 2006; Hellegouarc'h 1963, S. 23–40; Hölkeskamp 2000. Unter den Vorzeichen einer Emotionsgeschichte: Morgan 2013.

daraufhin ausgerichtet, dass nach Möglichkeit die Mitglieder der Elite annähernd gleiche Beiträge zur Verteilungsmasse beitrugen, die dann wiederum über das politische System verteilt werden konnten. Der mittlere Sieg war, wie Bernhard Linke treffend formuliert hat, der beste. Die späte Republik zeichnete sich nun dadurch aus, dass einzelne Mitglieder der Aristokratie signifikant mehr zur Verteilungsmasse beisteuerten als andere. Dies galt vor allem für die Inhaber der außerordentlichen Imperien. Bei der Verteilung konnten sie aber – aufgrund der auf zumindest grundsätzliche Homogenität hin ausgerichteten Aristokratie – nicht mehr entsprechend ihres Beitrags Berücksichtigung finden. Vertrauen konnte dieses Problem zwar selbstverständlich nicht grundsätzlich lösen, reduzierte aber gleichwohl die Sorge, von Mitsenatoren in dem Sinne ausgenutzt zu werden, dass die Beschränkung der Zuteilung bei der Verteilung gesellschaftlich knapper Gütern über die Sicherstellung benötigter Homogenität hinausging. Zudem führte ein Vertrauen in das Gesamtsystem zum Überwiegen kooperativer Interaktionsorientierungen.

Wenn nun aus beschriebenen Gründen die Gesellschaft der römischen Republik Vertrauen benötigte, dann stellt sich die Frage, wie dieses erzeugt und stabilisiert wurde. Die Rahmenbedingungen und Grundlagen von Vertrauen sollen im Mittelpunkt des zweiten Abschnitts stehen. Untersucht werden sollen dabei zunächst das Erlernen von Vertrauen im Sozialisationsprozess und die Institutionalisierung von Interaktionsbeziehungen zwischen Mitgliedern der Aristokratie als Grundlage des Verhaltens. Im Folgenden sollen diejenigen Kommunikationsformen behandelt werden, mit denen innerhalb dyadischer Beziehungen versucht wurde, Vertrauen aufzubauen und eigene Vertrauenswürdigkeit zu demonstrieren. Da sich Vertrauen in der Regel nicht auf Zweierbeziehungen beschränkt, muss dann die Rolle, die die Einbettung von Interaktionen in Netzwerke für die Stabilisierung von Vertrauen spielte, Berücksichtigung finden. Ein Paradox bei der Stabilisierung von Vertrauensbeziehungen ist die Sicherstellung von Vertrauen durch die Institutionalisierung von Misstrauen. Prozesse der Verrechtlichung sind hierbei ebenso mit ihren Auswirkungen auf Vertrauensbeziehungen zu betrachten wie eine zunehmende Zugangskontrolle, die sich vor allem in der Abschließung der Nobilität zeigte.

Ein letzter Abschnitt ist schließlich der Erosion von Vertrauen in den letzten Jahren der römischen Republik und der Ausbreitung eines allgegenwärtigen Misstrauens gewidmet.

Drei Einschränkungen sind schließlich noch hinzuzufügen, die aus der Quellenlage resultieren: Wie aus der oben vollzogenen engen Anlehnung an neo-institutionalistische Ansätze, insbesondere in Gestalt der Arbeiten Guido Möllering, deutlich geworden sein sollte, wird grundsätzlich angenommen, dass Routinen, d.h. im Verlauf des Sozialisationsprozesses internalisierte Handlungsdispositionen, auch bei der Frage, warum ein Akteur einem anderen in einer bestimmten Sache vertraut, von zentraler Bedeutung sind. Diese Grundannahme zeigt sich in obiger Gliederung nur bedingt. Dies liegt darin begründet, dass Routinen, mithin für jeden selbstverständliche Abfolgen von Handlungsketten, seltener wahrgenommen und dementsprechend auch seltener thematisiert werden. Umgekehrt gilt, dass Bemühungen, Vertrauensbeziehungen aktiv zu gestalten und Vertrauen dort herzustellen, wo es (noch) nicht besteht, überproportional in den Quellen zu finden sind.

Gleiches gilt für die Bedeutung von Misstrauen: Es ist völlig klar, dass die im Folgenden im Mittelpunkt stehende Zeit der späten Republik nicht nur Vertrauen zwischen den Akteuren kannte. Der Verlust von Vertrauen und die Entstehung von Misstrauen spielten eine wichtige Rolle. Dabei besitzt aber insbesondere Misstrauen das Problem, dass es Kooperation gerade verhindert. Dort, wo Akteure einander misstrauen, geschieht also häufig – nichts. Dies wiederum führt dazu, dass es sich – jedenfalls deutlich seltener als Vertrauen – in den Quellen niederschlägt, ein Umstand, der neben der Tatsache, dass viele Forscher, die zu dem Themenbereich arbeiten, recht harmonische Vorstellungen vom Projekt gesellschaftlicher Selbstorganisation haben, dazu geführt hat, dass Untersuchungen zu Misstrauen knapp sind.

Schließlich zum dritten Problem, das durch die Quellenlage verursacht wird: Vertrauen spielt – so die These – im politischen System der römischen Republik eine zentrale Rolle. Dieses System bestand selbstverständlich nicht allein aus den Mitgliedern der Aristokratie. Ohne Zustimmung des Volkes gab es in zentralen Fragen keine legitimen Entscheidungen. Auch wenn Ferrus Millar und die von ihm abhängige Forschung mit ihrer These der römischen Republik als Demokratie sicherlich über das Ziel hinausgeschossen sind, so kann ebenfalls kein Zweifel an der Rolle der *plebs urbana* bestehen. Hierbei spielte, und das soll an geeigneter Stelle thematisiert werden,⁸⁶ auch Vertrauen eine wichtige Rolle, und zwar insofern, als durch die generalisierte Annahme von Vertrauenswürdigkeit eines Akteurs Macht erzeugt werden

86 Vgl. unten Kap. 2.2.4.

kann. Um das Verhältnis von Elite und *plebs* zu verstehen, ist die Untersuchung des Vertrauens des Volkes in die Senatsaristokratie notwendig. Die geringe Bedeutung, die die *plebs urbana* in der vorliegenden Arbeit spielen wird, ist also nicht der Vorstellung einer geringen Bedeutung geschuldet, sondern lediglich dem Umstand, dass sich zur Wahrnehmung der Elite aus der Perspektive der *plebs* kaum belastbare Informationen aus den Quellen gewinnen lassen.

2. Vertrauen im politischen System der römischen Republik

Wenn die Funktion von Vertrauen für das politische System bzw. die Rolle von Vertrauen als Ressource der Senatsaristokratie im Mittelpunkt der Untersuchung stehen soll, dann ist hierfür zunächst Aufbau und Struktur des politischen Systems zu betrachten. Dabei kann es aber nicht darum gehen, die einzelnen Institutionen der römischen Republik und ihr Zusammenwirken aus staatsrechtlicher Perspektive zu beschreiben. Dies ist viele Male geschehen und stellt sicherlich kein Desiderat der Forschung dar.¹ Ziel ist es vielmehr, ausgehend von der Darstellung der Forschungskontroverse um die Beschreibung der römischen Republik als Konsenssystem, die in den letzten Jahren zumindest im deutschsprachigen Raum intensiv geführt worden ist, in einem ersten Schritt nach den Folgen des Modus der Entscheidungsfindung für die politische Praxis – d.h. den Verfahren, über welche die Allokation der Interessen, die Auswahl aus verschiedenen Handlungsoptionen (also das eigentliche Entscheiden) und die Implementierung der getroffenen Entscheidung geregelt wurden – und in einem zweiten nach primären Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen zu fragen, die notwendig waren, damit Entscheidungen über Verhandlungen, die mit weitgehender Einmütigkeit endeten, produziert werden konnten. Dieser Modus der Herstellung von Entscheidungen ging dabei einher mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, dass getroffene Entscheidungen von allen akzeptiert wurden, sowie umfangreichen Möglichkeiten, Kooperationsgewinne zu generieren, war aber gleichzeitig mit hohen Transaktionskosten verbunden.

Vor allem die Nachteile des Systems leiten dann zu der Frage über, inwieweit Vertrauen als Ressource im politischen System genutzt werden konnte, diese Nachteile einzuhegen, Entscheidungen über Verhandlungen auch dann zu ermöglichen, wenn die Interessen der beteiligten Akteure weit auseinanderlagen, sich Gegenleistungen über einen langen Zeitraum erstrecken

¹ Bleicken 1995; Kunkel 1995; Lintott 1999; Mommsen 1887/88.